



Roman

Christoph Schmitz Das Wiesenhaus Suhrkamp

SV

Christoph Schmitz
Das Wiesenhaus

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42285-4

I 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Für Sebastian, Benedikt und Markus

Das Wiesenhaus

Gekröse aus Wachs in meiner Hand. In der kirschhölzernen Anrichte habe ich es entdeckt. Ich suchte die Fotografie des Wiesenhauses, jahrelang hatte sie obenauf gestanden, wo ich sie plötzlich vermißte. Unter wogenden Apfelbaumkronen duckt sich das Haus vor Ausbruch eines Sommergewitters. Der Himmel ist bleiern, ein einzelner Sonnenstrahl erleuchtet Gebäude und Garten. Am Schreibtisch sitzend, hatte ich das Licht draußen gesehen, mit dem Fotoapparat war ich hinausgelaufen, um es einzufangen. Ein Licht, das auch auf die Großmutter fiel, die Mittagsschlaf hielt, und das ihrem uralten Gesicht ein Antlitz verlieh, als hätte sie ihr Leben noch vor sich. Dabei lag sie dort wie wenige Jahre später auf dem Totenbett, rücklings, die Hände über dem Bauch gefaltet, nur daß sie im Wiesenhaus noch ihr Gebiß trug und die Lippen sich ebenmäßig über die falschen Zähne schlossen, während ihr toter Mund einfallen sollte wie ein Mauseloch.

Bevor ich das Wiesenhausfoto fand in der Anrichte, stieß ich auf die vor Zeiten dort verstaute Kristallschale, in der ein verstaubtes Filzbüschel lag und ebenjenes unförmige Ding aus kardinalrotem Paraffin. Das Filzbüschel hatte ich Anfang der Neunziger aus einer Beuys-Installation gezupft, heimlich, ver-

stohlen, und es sogleich in der Hosentasche verschwinden lassen. Ich bräuchte den Stoff zum Überleben, dachte ich damals, wie eine Reliquie, einen Segen. Heute ließ ich den Filzfetzen liegen und griff statt dessen nach dem Klumpen aus Wachs, ich wiege ihn im Handteller, betrachte ihn. Sehen so die Krebsnester aus, die mir die Chirurgen aus dem Leib geschnitten haben? Wuchernde Blasen und Wülste.

Ich schließe die Hand und drücke das Stück, daß es warm wird und weich wie meine Erinnerungen. Durch die Balkontür neben meinem Krankenbett schaue ich über die Brüstung auf den Park. Ich stehe im Licht der ins Zimmer fallenden Sonne, die heiß ist, und schließe die Augen. Das Wachs biegt und krümmt sich. Ich sehe meine Hand, verwandelt zu der eines Kindes, und wie sie sich dem nähert, was der Krotzen einmal, vor Jahrzehnten, war: ein roter Nagel, selbst aus Wachs, im Körper einer honiggelben Osterkerze, aufgestellt im Wohnzimmer von Onkel Jupp. Meine Finger greifen zu und ziehen das spitze Ding, eines von vieren, samt Metallstift aus der Kerze. Und ich sehe die Kerze an ihrem Ursprungsort im Altarraum von Sankt Ambrosius, noch gespickt mit allen vier Nägeln. Jupp ist da, wir Kinder sind ihm die Stufen der leeren Kirche hinauf in den Altarraum gefolgt, wo er den schlanken Körper aus Bienenwachs mit seinen Händen umschließt, vom bronzenen Ständer hebt, unter den Arm klemmt und sich

durch den Mittelgang Richtung Westportal davon-
macht, gefolgt von einer Prozession feixender Nich-
ten und Neffen.

Bevor ich sterbe, muß ich erzählen. Mit dem Rücken gegen die Kissen meiner Matratzengruft gelehnt, schreibe ich, den Laptop auf den Oberschenkeln. Die Wachsbeule liegt neben dem Filzstück auf der Fensterbank vor mir, und dort, in einem fleckigen Silberrahmen neben weiteren Erinnerungstücken, steht auch das Wiesenhausfoto. Die Sonne hat mir nicht gutgetan. Ich schwitze, das Haar klebt an der Stirn. Wind könnte ich gebrauchen. Den frischen Luftstrom, der mir damals durchs Haar ging, als wir mit Jupp bei weit geöffneten Fenstern die Straße von Sankt Ambrosius hinabfuhren.

Eingepfercht saß ich zwischen meinen Geschwistern, meinen Vettern und Cousins im Geruckel von Jupps rotem VW-Käfer. Im Hof der Großmutter hatten wir auf den Onkel gewartet. Für den Opferstock drückte sie ihm, als wir schon alle im Auto saßen, zwanzig Mark in die Hand, Anfang der siebziger Jahre kein geringer Betrag, vor allem nicht für die Großmutter, die nur eine kleine Witwenrente bezog, ihr Mann war bereits 1960 an einem Herzinfarkt gestorben. Ich hatte ihn nicht mehr kennengelernt. Als fromme Katholikin erschien ihr das Geldopfer für den Heiligen nicht zu groß. Als Ambrosius Kind war, hatte sie mir

einmal erzählt, ließ sich ein Bienenschwarm auf seinem Gesicht nieder. Aber die Bienen krabbelten ihm weder in die Nase noch in die Ohren, sondern nährten ihn mit ihrem Honig. Großmutter kannte viele Heilige und alle ihre Geschichten.

Wir setzten mit der Fähre über den Rhein, fuhren auf der anderen Flußseite weiter, mein Vetter Thomas saß mir zur Rechten, mein Bruder Martin zur Linken, ganz außen neben- und aufeinander die Cousins, und vorn neben Jupp, dort, wo eigentlich der Beifahrersitz seinen Platz hat, der aber so gut wie nie eingebaut war, hockten auf dem Boden mein Vetter Georg und mein jüngster Bruder, Hubertus. Maria, meine kleine Schwester, war nicht dabei. Der Wind nahm uns den Atem, Jupp hupte und grüßte freundlich die Fußgänger, indem er den Kopf aus dem Fenster streckte und sich übertrieben tief verneigte, dann verteilte er im Wagen wie häufig seine unerwarteten Kopfnüsse, was unseren Jubel nur noch weiter befeuerte. Der Streifen quer über den Schädel brannte minutenlang, aber da jeder im Verlauf des Tages an die Reihe käme, vergaßen wir den Schmerz und das Gelächter der anderen immer schnell. Vor allem weil die große warme Hand des Onkels uns Wangen und Nacken streichelte, sobald er Tränen in unseren Augen sah. Sofort erklärte er den Getrösten zu seinem erstbesten Freund, und die Welt war wieder in Ordnung. Sie war sogar schöner als zuvor.

Das Glück, von Jupp zum erstbesten Freund erklärt zu werden, war unermesslich. Er war stark und beliebt, und alle in der Stadt kannten ihn und hatten Respekt vor Joseph Räderscheid. Wenn er lachte, lachten alle.

Wir fuhren Richtung Süden, drei, vier Kilometer die Straße hinauf zur Kirche Sankt Ambrosius. Sie steht auf einem Hügel oberhalb des Rheins, von dort sieht man auf den vom gegenüberliegenden Ufer steil aufragenden Basaltfels der Kronenley, dahinter auf die Höhen des Westerwalds und auf das Siebengebirge, in dem flußabwärts einst ein Drache gehaust haben soll. Wir traten in den Kirchenraum, Jupp wusch sich im Weihwasserbecken die Hände, wir gingen am Opferstock vorbei durchs Langschiff bis zur Osterkerze, die in der Nähe des Altars stand und uns Kinder weit überragte. Sie roch nach frischen Waben.

Zurück im Auto, überkam uns ein Lachkrampf, wir rasten los, während Georg und Hubertus auf dem Boden sitzend die Kerze in ihren Händen senkrecht aus dem Schiebedach hielten. In Schlangenlinien und mit quietschenden Reifen ging es die steile Straße hinab. Jupp brachte den Käfer zum Tanzen. Wild wirbelten wir durcheinander, daß unsere Köpfe zusammenschlugen, was uns nur neue Lachtränen in die Augen trieb. Wir parkten vor einer Frittenbude am Bahnhof. Jupp zahlte mit dem Geld der Groß-

mutter, was mir damals nicht wie Diebstahl, sondern wie ein Jungenstreich vorkam, der der Welt, wenn auch nur für einen Moment, den Ernst nehmen sollte. Mit einem Lächeln legte Jupp das Geld auf die Theke. Die Osterkerze stellte er ins Wohnzimmer. Dort, am Gerbermarkt, brannte sie viele Jahre lang und wurde uns Kindern zum geheimen Zeichen, daß trotz aller Regeln alles, wenn nicht erlaubt, so doch immerhin möglich war. Wir konnten machen, was wir wollten.

Onkel Jupp war unser Liebling und ein schöner Mann. Er war hoch gewachsen, hatte dunkle Augen, eine kräftige Nase und einen großen Mund mit vollen Lippen. Ein Mund, wie ihn die Frauen lieben, dachte ich damals.

Tatsächlich haben die Frauen in der kleinen Stadt Jupp sehr gemocht. Zumindest hörte ich das später von meinen Eltern, als ich mehr über die Geschichte unserer Familie erfahren wollte. Sie erzählten mir, wie Jupp mitten in der Nacht meinen Vater weckte mit der Nachricht, daß er gerade eine stadtbekannte Schönheit an ihrem Swimmingpool gevögelt habe. Dabei sei er zu meinem Vater unter die Bettdecke gekrochen, der ihn lachend rauswarf und lange nicht einschlafen konnte. Geheiratet wurde kurz danach. Aber die Braut war nicht die Swimmingpoolschönheit, sondern eine andere aus der Oberschicht. Ihr Vater war Notar, die Familie wohnte in einer Villa

im Oberleyen, einem großbürgerlichen Straßenzug am Hang zwischen Luisenberg und Rheinufer südlich der Stadt. In der Villa gab es romantische Ölgemälde, Empire- und Biedermeiermöbel, zahlreiche weitere Antiquitäten und einen Weinkeller, den Jupp irgendwann plündern und gewinnbringend veräußern sollte. Beim Verkauf der Antiquitäten flog das Geschäft auf, was der jungen und, wie erzählt wurde, von Anfang an spannungsreichen Ehe ein frühes Ende beschied. Jupp mußte alles, was noch übrig war, herausgeben und den Erlös seines heimlichen Handels zurückzahlen. Er konnte zufrieden sein, juristisch nicht belangt zu werden. Großmutter sprach über Wochen kein Wort mit ihm.

Mit den Eigentumsverhältnissen hielt Jupp es nie so genau. Uns Kindern stahl er Schnuller, Socken und Spielzeug. In den Schubladen seiner alten Schränke lagerten umfangreiche Bestände. Niemand merkte, wenn er etwas mitgehen ließ. Plötzlich war es verschwunden, und alle suchten danach, auch Jupp. Dann setzte er eine besorgte Miene auf. Als er mit der Zeit in Verdacht geriet, selbst der Dieb zu sein, wies er alle Anschuldigungen von sich.

Einmal schenkte er mir ein gebrauchtes Zelt. Als beim Räuberspielen in der Seitenwand eine Naht aufriß, brachten wir es ihm zur Reparatur in die Werkstatt. Wochenlang fragten wir nach, wann es fertig sei, bis wir es schließlich aufgeschlagen im Garten

von Onkel Freddi wiedersahen. Jupp hatte es meinen Vettern und Cousinen geschenkt, ohne es zuvor repariert zu haben.

Bevor ich sterbe, muß ich erzählen. Vom Leben in jener kleinen Stadt am Rhein namens R., wo ich geboren wurde; der Krieg war siebzehn Jahre vorbei, zerstört hatte er nur wenige Gebäude, aber viele Männer waren gefallen.

Der Stadt gegenüber, auf der anderen Seite des Rheins, mündet die Nahle. Bei Hochwasser sind die Felder dort von einer erdfarbenen Wasserfläche bedeckt. Bis zu den Weinbergen des Nahletals dehnt sie sich aus.

Der Rhein schwappt bei steigendem Pegel über die Uferstraße Richtung Stadttor und weit darüber hinaus. Auf den Schiefermauern des westlichen Rheintors zeigen weiße Markierungen die Hochwasserstände der vergangenen Jahrhunderte an, eine verläuft drei Meter über dem Bürgersteig. Innerhalb von Stunden dringt der Fluß am Stadttor vorbei zum Gerbermarkt, der von Fachwerkhäusern umsäumt ist. Die Gebäude stammen größtenteils aus dem 17. und 18. Jahrhundert, nur die Stadtmauer ist noch älter. Mit ihren steinernen Erdgeschossen, darüber dunkles Gebälk, stehen die Fachwerkhäuser schmal und hoch. Im ersten Stock eines der Häuser ist eingefaßt unter einem Fenster eine kleine Luke für den Notausstieg. Das Hochwasser klettert Zentimeter um Zen-

timeter die Fassaden hoch, bis der Platz und die Erdgeschosse vollständig im Rhein versunken sind. Das geschieht alle paar Jahre. Das früheste Hochwasser, datiert auf 1459, war das schlimmste. Im Haus mit der Rettungsluke lebte Jupp.

Meine Eltern wohnten außerhalb der alten Stadt an der Verlängerung der Hauptgeschäftsstraße. Das Haus hatte mein Urgroßvater 1890 gebaut. Er war Sprengmeister beim ortsansässigen Bergbauunternehmen gewesen, das über und unter Tage die Steinplatten des Rheinischen Schiefergebirges für den Haus- und Dachbau hob. Zehn Kinder hatte er mit seiner Frau, sieben Jungen und drei Mädchen. Meine Großmutter war die Jüngste und mußte gemeinsam mit ihrer Mutter und ihren Schwestern die Arbeits-hosen, die weißen Sonntagshemden, die Unterwäsche, die Strümpfe und Taschentücher ihrer Brüder, die Bettlaken und -bezüge der Familie mit der Hand waschen, trocknen, bleichen, bügeln und falten. Wie sie mir später erzählte, sei einer ihrer Brüder so groß gewesen, daß er in die Leibgarde des Kaisers in Berlin aufgenommen wurde. Zwei ihrer Brüder seien im Ersten Weltkrieg gefallen; als die Nachricht ihres Todes die Familie erreichte, soll mein Urgroßvater dem Kaiser unverzüglich einen Brief geschrieben haben, in dem er ihm seine nächstälteren Söhne als Soldaten anbot.